



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Vom Wesen und Werden deutscher Formen**

geschichtliche Betrachtungen

**Pinder, Wilhelm**

**Leipzig, 1937**

Die Zeit um 1300

**urn:nbn:de:hbz:466:1-42022**

in vielen Fällen die Aussagen. Der Verfasser bittet noch einmal zur Kenntnis zu nehmen, daß eine Architekturgeschichte hier nicht versucht wird.

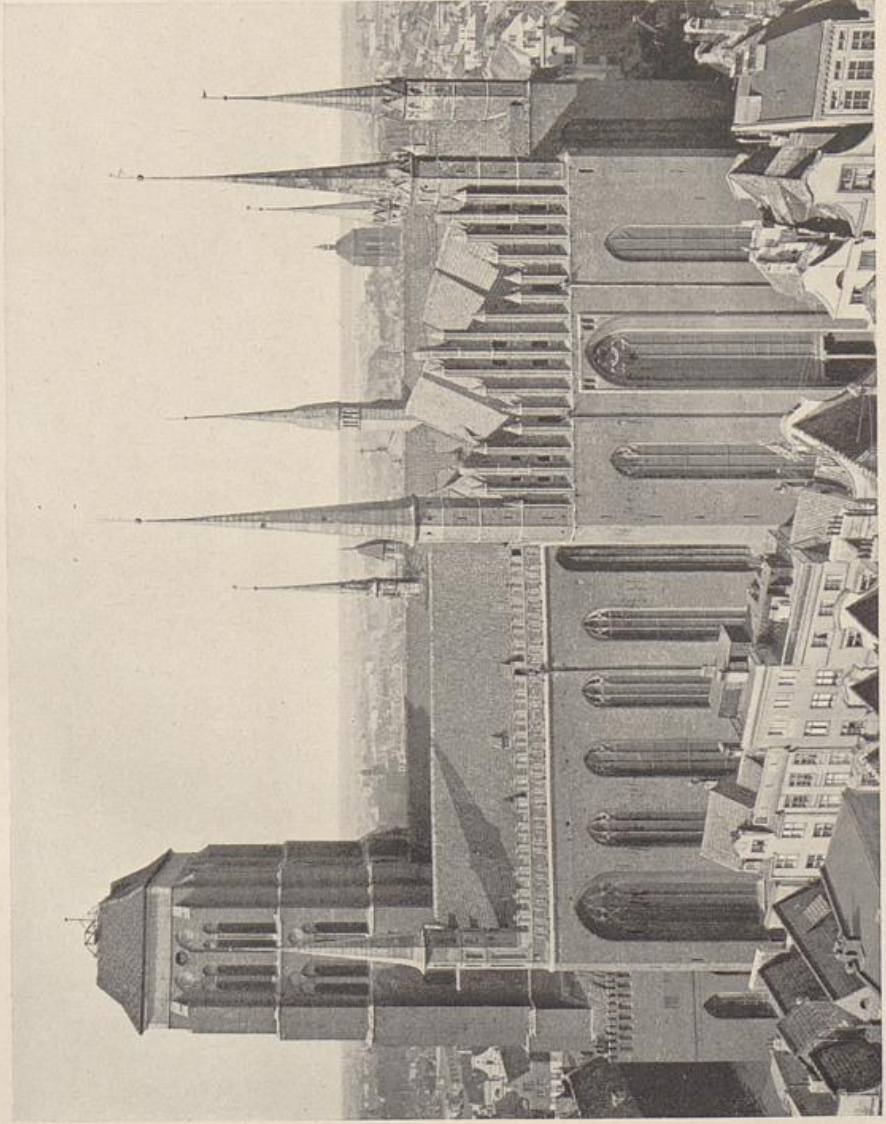
#### Die Zeit um 1300

Wir erinnern uns aus der Beobachtung der Plastik, daß gegen 1300 eine Verschwörung und Vereinheitlichung, ein Aufhören des blühenden Lebens, der klaren Ursächlichkeit, eine Verblockung und Verschleierung eintrat, die wie Verarmung wirken konnte und auf die Dauer sich dennoch fruchtbar erwies. Trotz des Einbruchs der französischen Gotik erzählt die deutsche Baukunst ganz Ähnliches. Man könnte sich zunächst schon darauf besinnen, daß bei uns im frühen 13. Jahrhundert die Bettelorden erscheinen und daß sie in dessen zweiter Hälfte architektonisch immer mehr hervortreten. Ihre Kirchen sind durch ihre Aufgabe von vornherein geneigt, in die neue, nachstauische Richtung zu zeigen. Dehio war es aufgefallen, daß die Entwicklung der „deutschen Gotik“ einen unerwarteten Weg nehme: vom Reichen zum Einfachen, anstatt umgekehrt. Dies hat seinen tiefen Grund. Es ist nicht die „Gotik an sich“, die hier sich entwickelt, sondern die deutsche *Geschichte*. An der Stelle der hohen und reichen Gotik Frankreichs steht in ihr die hohe und reiche Kunst des Staufischen. Fragen wir nicht nach der Entwicklung eines „Stiles“ an sich, sondern nach der des Ausdrucks innerhalb eines Volkes, so erhalten wir eine Antwort, wie sie eigentlich nicht anders erwartet werden kann — sofern man von der inneren Einheitlichkeit des Volkstumes hinter allen seinen Äußerungen überzeugt ist (und das war vor allen Anderen Dehio!). Verschleierung der Gegensätze, Verblockung, Vereinfachung lehren Plastik und Malerei für die Zeit gegen 1300. Ganz das Gleiche lehrt die Baukunst. Die Bettelorden bereiten hier vor. Ihre Kirchen sind von vornherein ein Einspruch gegen die „Kathedrale“. Für Österreich, das dabei stark in den Vordergrund tritt, hat Hans Sedlmayr diese Gegenstellung und die Bedeutsamkeit des österreichischen Beitrags zur deutschen Gesamtentwicklung besonders betont. Stein, Friesack, Wiener-Neustadt und viele andere — wir besitzen ein aufschlußreiches Buch von R. K. Donin darüber. Nun war gewiß die Bewegung dieser Orden nicht einfach vom Bürgertume erzeugt, aber sie *diente* diesem. In den *Städten* siedelte sie sich an, und die Bürger, nicht die Mönche, haben die Bauten ausgeführt. Die Überzeugung der Prediger, daß die gebaute Kirche nur ein Mittel, kein Zweck sei, fügte sich der zeitlichen Richtung auf das Schlichte und Einfache vorzüglich ein. Man behauptet gerne, diese Überzeugung sei

so weit gegangen, daß man ursprünglich auf eigene Kirchen verzichtet hätte, und die Nachrichten legen dies tatsächlich nahe; so, wenn wir hören, daß die Franziskaner nach Köln und Erfurt schon um 1221 kamen, ihre Kirchen aber erst um 1260 in Köln, um 1270 in Erfurt errichteten. (Ähnliches wird für die Dominikaner gesagt.) Dennoch wirkt diese Anschauung nicht ganz überzeugend, die Geschichte der Mark Brandenburg z. B. widerspricht der Annahme, daß oft über ein halbes Jahrhundert hin die Predigt im Freien genügt habe (Scheja). Vergessen wir vor allem nicht, daß gleich nach der Heiligsprechung des Franziskus (1228) seine Kirche in Assisi begonnen wurde. Auch Dominikus übernahm gleich 1216 eine Kirche in Toulouse. Er übernahm sie, aber er verzichtete nicht auf den geschlossenen Raum. Vorsicht ist jedenfalls geboten. Tatsache bleibt, daß die wichtigsten Bettelordenskirchen erst nachstauisch zu sein pflegen. Sie kamen also meist in die Zeit eines veränderten Willens. Warum kamen sie diesem neuen Willen entgegen? Nicht der Altar, nicht das festliche Schauspiel des Sakramentes, sondern die Predigt, das Eindringen auf die Seele durch das Ohr, war das Ziel; das Ergebnis mußte Vereinfachung des Bauwerkes sein. Für Sakrament und Altardienst war das Querschiff kein Hindernis gewesen, für die Predigt war es störend. Es wurde aufgegeben, dafür dehnten sich die Chöre in seltsamer Länge aus. Ganz ähnliche Fragen, wie später beim Entstehen des protestantischen Kirchenbaues, meldeten sich an, und hie und da selbst ähnliche Antworten. Einschiffige Säle wurden möglich, auch Bauten mit einem einzigen Seitenschiffe, also unter Verletzung der Symmetrie. Ja, am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts nahmen sogar die *Flachdeckbasiliken* wieder zu! Welche sonderbare Altertümlichkeit! Sprachen wir aber nicht auch bei der Plastik dieser Zeit von einer zweiten Archaik, die *nach* einer vollendeten Fülle auftrat? Ist da nicht wirklich eine auffällige Gleichzeitigkeit, nämlich der Ausdruck einer *allgemeinen* Wandlung? Auch der Verzicht (wenn man dennoch wölbte) auf die Durchführung der Träger bis an den Boden, die Bevorzugung der Konsole (cistersiensisches Erbe), bedeutete eine fühlbare Vereinfachung. Entwicklung durch Verzicht — so nannten wir den gleichen Vorgang bei der Plastik. Die früher reiche Formenbewegung gerann zur Starrheit geschlossener Mauerflächen. In der gleichen Zeit begannen die Männerklöster der Cistercienser am Kirchenbau gesättigt zu sein. Die der Frauen nahmen Aufschwung, doch in welcher Richtung? Sie bevorzugten (nicht ausschließlich!) die einschiffige Anlage mit einer ungeteilten Nonnenempore über dreigeschossiger Unterhalle. So sicher also die Ordenskirchen ihre eigenen Bedingungen hatten — sie kamen auch der neuen Zeit entgegen. Zugleich erklärt sich die Entwicklung durch Verzicht



104. Salzburg, Chor der Franziskanerkirche



105. Danzig, Marienkirche

doch nicht nur als ein Ärmerwerden. Werner Groß hat die Entwicklung seit dem Untergange der Stauferzeit, eine Entwicklung, die um 1300 ihren stärksten Ausdruck gewann, als Ganzes zu zeigen versucht, und seine Einordnung der Predigerkirchen in diesen größeren Vorgang hat sich als sehr fruchtbar erwiesen. Die einzige, voll unfranzösische Großform der damaligen Baukunst in Deutschland ist der „Hochchor“, der „streng einschiffige“ Saalchor (Groß). Er ist ein Bekenntnis des Volkes zu dem gleichen Massengefühle, das auch seine staufische Kunst von der französischen unterschieden hatte, aber es erfolgt unter neuen Bedingungen und sieht völlig anders aus. Die französischen Formen sind jetzt selbstverständlich geworden. Sicherlich wußte man gegen 1300 gar nicht mehr, daß sie jemals von außen gekommen waren. Schon der Naumburger Westchor (den wir dem großen Plastiker selber zuzutrauen haben) verhielt sich im Architektonischen nicht anders als im Statuarischen. Die Betonung der Masse, die uns am plastischen Stile dieses spätesten Klassikers auffiel, mußten wir bei aller Vollkommenheit als Anzeichen nahenden Endes deuten: noch staufische Lebendigkeit, aber schon Vorbereitung einer Blockschwere, in der gegen 1300 alle Bewegung vorübergehend einfrieren sollte. Der Meißener Donatus ist ein besonders deutliches Anzeichen. Ganz ähnlich ist die geschichtliche Stellung des Naumburger Raumes. Der Westchor, als ein Heiligtum in sich selber, ist schon der eingeschossige Saal, den die Bettelordenskirchen des späten 13. Jahrhunderts, so die der Dominikaner in Regensburg oder Landshut, der Prediger in Basel so stark betont haben. Auch die Berchtesgadener Stiftskirche hat um 1275 einen schlichten Saalchor empfangen. Die Betonung breiter Wandflächen, die dem Naumburger Meister ganz offenbar am Herzen lag, ist die architektonische Äußerung seines persönlichen Massengefühles — nach ihrer Herkunft allgemein deutsch, nach ihrer Zukunft Vorbereitung des Nachstauischen. Die schlichte Glätte der Fassaden jener Zeit besagt ganz Ähnliches. Auch eine Kirche wie St. Paul in Brandenburg, deren angebliche Jahreszahl 1276 (für den Chorbeginn) uns zu früh klingt, die aber sicher ein Werk um und bald nach 1300 ist, erklärt sich in der schlichten Größe des Saalchores (dem sich das Langhaus als Halle angeschlossen hat) aus jener Zeitlage. Diese entpuppt sich dabei mit einer erstaunlich vornehmen Möglichkeit; St. Paul ist einer der reinsten Eindrücke weithin in dem so architekturreichen Deutschland. Die verzichtvolle Zurückführung, die an der Plastik zunächst verletzend wirkt, spricht hier als klare Größe und Reinheit. Es spricht aber auch hier, wie in zahlreichen Fällen anderwärts, die Umgestaltung des Querschnittes in Rippen und Diensten für den Beginn einer dem plastischen Einzelwesen sich abkehrenden Zeit. Zur voll-

plastischen Figur gehörte der Rundstab, jetzt tritt der geschärfte und der Birnstab auf, ein Linienträger.

Aufwendige Münsterbauten sind damals selten. Das Freiburger Langhaus, in seinen älteren Teilen um 1260 begonnen, bis gegen das Jahrhundertende durchgeführt, macht eine der Ausnahmen, und erst recht der Regensburger Dom, einmal noch ein Dom, eine anspruchsvolle Bischofskirche. In seiner Gesamtgeschichte, die wir im architektonischen Teile von Heinz Rosemann erwarten, wird sich ein großer Teil der Wandlungen genauer zeigen lassen, die uns von der Plastik und Malerei schon bekannt sind. — Der Strebebogen wird gelegentlich zugelassen, das ist Folge des Einbruchs der Gotik. Namentlich der norddeutsche Backsteinbau gewährt ihm Einlaß, dann aber stets in streng vereinfachten Massenformen, so daß sich der Ausdruck der Zeitstimmung um 1300 sogar noch verstärken kann. Die Lübecker Marienkirche steht da an erster Stelle (Abb. 98).

Wir wissen schon: nicht anders als die Bettelordenskirchen hat auch der Backsteinbau der hansischen Küstenstädte seine sehr eigenen Bedingungen. Seine Aussage trifft dennoch auch die allgemeine Geschichte. St. Marien in Lübeck und St. Nikolai in Stralsund haben ein der Küste entlang ihnen zugewandertes französisches Motiv, den Umgang mit Kapellenkranz, auf ganz eigene Weise angenommen, — im Sinne des Zusammenziehens und Verschleierns. So teilen u. a. die Kapellen mit dem zugehörigen Joch des Umgangs den Schlußstein ihres Rippengewölbes. Es war die Zeit um 1300, die diese gewaltigen Bauten emporsteigen ließ. Die Zeit selber war es und nicht nur die Bedingtheit des Werkstoffes, die das gewaltige Massiv der Marienkirche so ungebrochen, so drückend mit der Wucht fast riesenhafter Schwere aufragen ließ. Schon das Äußere steht zu staufischer Baukunst genau so wie der Mainzer Gerhart-Kopf zum „Kopfe mit der Binde“: Zusammenziehung gegen Durchschluchtung. Aber auch das Innere ist ein einziger Beweis für den Geist um 1300. Der Formenvergitterung des französischen Stiles ebenso wie dem Reichtum der staufischen Kunst setzt sich ein Gefühl für die schlicht schließende Fläche entgegen. Schon in den älteren Teilen, im Chore, ist durch die Pfeilerbildung „alle Eigenenergie der Dienste ausgemerzt“, im nach 1304 entstandenen Langhause das „Linienbündel zum kompakten Vierkantpfeiler geronnen“ (Groß). Nichts anderes war in der Plastik geschehen, auch in ihr war das innere Kräftespiel in starrem Massenausdruck umgedeutet worden. Wie sehr aber selbst über die Werkstoff- wie die Landschaftsbedingungen hinaus der Vorgang in ganz Deutschland einheitlich war, beweist die Feststellung von Werner Groß, daß die Kirche von Weißenburg

im Elsaß (ab 1284) mit St. Marien zu Lübeck den inneren Aufbau teilt, bei freilich westlicherer Feinheit.

Es ist aber auch das Gesellschaftsgeschichtliche wichtig: die Gewalt der Lübecker Marienkirche ist ein besonderes Bekenntnis des Bürgertumes. Lübeck, Gründung Heinrichs des Löwen, hatte ja seinen großen Dom. Dem herzoglichen Bauwerke das des Bürgertumes so entgegenzusetzen, daß es über den Marktplatz hin, das Rathaus einbeziehend, die eigentliche Stadtmitte beherrscht, daß das Sinnbild der alten Kirchengründungsform (durch die Herren, durch Kaiser, Herzog oder Bischof) nun ausgesprochen an den Rand geschoben wirkt — das ist ein Vorgang von grundlegender Bedeutung. Nicht wenigen namentlich unserer Hansastädte gibt er das Gepräge. St. Nikolai zu Stralsund mit dem Rathaus über den Marktplatz blickend — das kann mit Lübeck durchaus wetteifern; aber da gab es keinen Dom. Denkt man nun an Brandenburg a. d. Havel, an Stendal, so wiederholt sich augenfällig dieses Schauspiel: der Dom von Brandenburg wie auf einer Insel für sich abseits am stillen Wasser, die Katharinenkirche mit ihrem gewaltigen Dache die eigentliche Stadt beherrschend, mitten im Getriebe des bürgerlichen Lebens und wieder nahe am Rathause. Noch im frühen 15. Jahrhundert hat sich in Stendal dieser Vorgang abgespielt. Kaum war der Dom in neuer Form entstanden, als ihn die Marienkirche überbot, und auch sie wieder blickt über Rathaus und Marktplatz hinweg. Es ist auch in Breslau nicht anders: die Dominsel liegt in vornehmer Abgeschlossenheit, St. Elisabeth blickt, riesenhafter als die Bischofskirche, auf den gewaltigen Marktplatz, den nach dem Mongolensturme die zahlenmäßig ganz kleine Bürgerschaft in monumentaler Voraussicht angelegt hat und auf dem das Rathaus steht, und nicht ferne davon ist St. Magdalena, eine ebenfalls gewaltige Bürgerkirche. Wenn man in den Domen die Gräber der Vornehmen und der Geistlichkeit aufzusuchen hat — die Bürgergeschlechter und die Wahrzeichen der Zünfte (diese besonders betont in Stendal) findet man in den Stadtkirchen. Nikolai-Stralsund und Marien-Lübeck sind Basiliken, doch *ohne* Querschiff! „Nüchternheit im Verein mit Großheit“ (Dehio) geben ihnen das Gepräge. Niemals, auch wo einmal Strebebogen — dann als gewaltige Masse — zugelassen sind, ja auch wenn der Bauplan im Chore von Westlichem ausgegangen ist, niemals entsteht ein Eindruck, der mit dem französischen Gotik verwechselt werden könnte. Immer ist es das alte deutsche Mauergefühl, immer ist es die Besonderheit des Backsteins, immer ist es die Gesinnung jener Zeit, die sich durchsetzt.